Nummer 85 Dienstag, 13. April 1926

Berliner Familien-Zeitung

Lockruf des Goldes

Roman von Jack London

Uebersetzt von Erwin Magnus

[32. Fortsetzung.] [Nachdruck verboten.]

Daylight mußte nicht nur große Kredite bei Banken und Trusts in Anspruch nehmen, er mußte auch in verschiedenen Unternehmungen Aktien ausgeben. Er tat es widerstrebend und behielt die meisten seiner großen Gründungen selbst in der Hand. Unter den Gesellschaften, an denen das Publikum sich beteiligen durfte, befanden sich die „Schiffswerft Goldenes Tor", die „Erholungsheimstättengesellschaft" und das „Salvator-Kraftwerk". Immerhin behielten er und Began die Kontrolle über jedes dieser Unternehmen.

Seine Beziehungen zu Dede Mason schienen einzuschlafen. Während er mit seinen großen Problemen beschäftigt war, wurde jedoch sein Verlangen nach ihr immer stärker. Um eines seiner eigenen Gleichnisse zu gebrauchen, so hatte das Glück ihm die beste Karte im ganzen Spiel gegeben, und er hatte sie jahrelang übersehen. Die Karte war die Liebe, und sie war besser als alle anderen zusammen. Liebe war der Trumpfkönig, das fünfte As, die höchste aller Karten, und er wollte sie schon zur rechten Zeit ausspielen. Aber die Zeit war noch nicht gekommen. Erst mußte das gegenwärtige Spiel zu einer Art Abschluß gebracht werden.

Und doch konnte er die Erinnerung an Dedes bronzefarbenen Hautschatz, das enganliegende Kleid und all ihre weibliche Milde und Schmiegsamkeit nicht abschütteln, immer sah er Dede in ihrer hübschen Wohnung in Berkeley vor sich. Als es eines Sonntags Regenwetter war, telephonierte er, daß er hinauskäme. Und wie es von jeher gewesen, seit der erste Mann das erste Weib gesehen und sie schön genannt hatte, spielte er die blinde Kraft männlichen Zwanges gegen die Schwäche des Weibes aus, um sie zum Nachgeben zu zwingen. Nicht etwa, daß Daylight sich so weit erniedrigt hätte, zu betteln und zu bitten. Im Gegenteil, in allem, was er tat, war er der Herr, aber er hatte einen Zug von einschmeichelnder Schelmerei, der Dede schwerer widerstehen konnte als dem Flehen des glühendsten Liebhabers. Der Ausgang der Szene war nicht gerade glücklich, denn Dede, die, von ihren eigenen Wünschen gefoltert, in ihrer Schwäche verzweifelt und gleichzeitig, infolge ihrer gesunden Vernunft, über diese Schwäche aufgebracht war, rief aus:

„Sie wollen mich zwingen, das Glück zu versuchen, Sie sofort zu heiraten und mich darauf zu verlassen, daß es gut geht. Das Leben ist ein Spiel, sagen Sie. Schön, spielen wir. Nehmen Sie ein Goldstück und werfen Sie es in die Luft. Wird es Kopf, so heirate ich Sie. Sonst lassen Sie mich von jetzt an in Ruhe und sprechen nie mehr über Ehe mit mir."

Eine Flamme — genährt von Liebe und Spielerleidenschaft — leuchtete in Daylights Augen. Unwillkürlich griff seine Hand in die Tasche nach einem Goldstück, dann aber besann er sich, und das Feuer in seinem Blick flackerte.

„Schneid!" sagte sie scharf. „Ueberlegen Sie nicht zu lange, sonst könnte ich meinen Sinn ändern, und dann ist Ihnen die Gelegenheit entwischt."

„Kindchen!" Sein Lächeln sollte lustig sein, war es aber nicht, seine Gedanken waren ebenso feierlich, wie seine Stimme. „Kindchen! Ich würde von der Schöpfung bis zum jüngsten Tage spielen; ich würde eine goldene Harfe gegen den Heiligenschein eines anderen Mannes setzen. Ich würde Kopf und Schrift auf den Sensen des neuen Jerusalem spielen, aber ich will ewig verdammt sein, wenn ich um Liebe spiele. Liebe ist mir zu groß für ein Glücksspiel. Liebe muß etwas Sicheres sein, und das ist sie zwischen Ihnen und mir. Selbst wenn meine Chancen hundert zu eins stünden, selbst dann nicht, auch dann nicht!"

Im Frühling begann die große Panik. Als erstes Anzeichen kündigten die Banken die Kredite, für die sie keine genügende Sicherheit hatten. Daylight bezahlte prompt ohne Einwände die ersten Wechsel, die ihm präsentiert wurden; dann wurde er sich darüber klar, daß diese Mahnungen nur zeigten, woher der Wind blies, und daß einer der schrecklichsten finanziellen Stürme, von denen er je gehört hatte, über die Vereinigten Staaten hinwegfegen sollte. Wie furchtbar dieser Sturm werden sollte, ahnte er nicht. Dennoch traf er jede Maßregel, die in seiner Macht stand, und machte sich keine Sorgen, daß er den Sturm überstehen würde.

Das Geld wurde immer knapper. Zuerst machten verschiedene der größten Bankhäuser des Ostens Bankerott, die Knappheit wuchs, bis jede Bank im ganzen Lande ihre Kredite kündigte. Daylight saß in der Falle, weil er zum erstenmal rechtmäßiges Spiel gespielt hatte. In alten Tagen wäre eine derartige Panik mit der dazugehörigen ungeheueren Entwertung eine reiche Erntezeit für ihn gewesen. Jetzt sah er die Spieler, die auf der großen Wohlstandswoge geritten und ihre Maßnahmen in bezug auf die schlechten Zeiten getroffen hatten, sich in aller Eile in ihre sicheren Schlupfwinkel zurückziehen oder darangehen, eine doppelte Ernte einzubringen. Ihm blieb nichts übrig, als festzustehen und durchzuhalten.

Er durchschaute die Situation. Als die Banken ihm Goldsäcke entgegenwarfen, wußte er, daß sie das Geld dringend brauchten. Aber er brauchte es noch dringender. Und er wußte, daß die Banken sich nichts aus den Papieren machten, die er ihnen als Pfand gegeben hatte. Die hatten keinen Wert für sie. Zur Zeit eines solchen Kurssturzes konnte man nicht verkaufen. Seine Papiere waren alle gut, wirklich gesund und wertvoll; aber sie waren wertlos in dem Augenblick, da nur ein einziger Schrei nach barem Gelde ertönte. Als die Banken ihn halsstarrig fanden, verlangte sie immer mehr Deckung, und als die Geldknappheit noch zunahm, forderten sie zwei-, dreimal soviel, wie sie ursprünglich vereinbart hatten. Zuweilen bewilligte Daylight ihre Forderungen, noch öfter aber nicht, und immer kämpfte er wie rasend.

Was er brauchte, war Bargeld, und wenn ihm alle ständig eingehenden Gelder zur Verfügung gestanden hätten, so würde es besser um ihn gestanden haben. So aber mußte er sich stets um einen Teil davon schlagen. Alle Ausbesserungsarbeiten wurden eingestellt und nur die notwendigen Reparaturen ausgeführt. Sein heftigster Kampf ging um die Betriebsunfosten, und dieser Kampf endete nie. Unaufhörlich zog er die Daumenschrauben an, um seinen Kredit zu strecken und die Ausgaben herabzudrücken. Wenn seine Inspekteure und Abteilungschefs in dieser Beziehung Wunder taten, so klopfte er ihnen auf die Schultern und verlangte weitere Ersparnisse. Rangen sie verzweifelt die Hände, so zeigte er ihnen, wie sie noch mehr erreichen könnten.

Als einer von ihnen ganz den Mut verloren hatte, nahm er ihn sich vor:

„Sie sagen, Sie können dies nicht und das nicht. Ich will Ihnen die letzten Muster der „Kann-und-kann-nicht-Branche" zeigen. Wollen Sie gehen? Schön, wie Sie wollen! Ich hab' noch keinen gesehen, den ich nicht entbehren könnte. Soll ich Ihnen das beweisen?"

So kämpfte er sich durch, manchmal mit Brutalität, zuweilen auch mit guten Worten. Es war Kampf, Kampf, Kampf ohne Ende, vom frühen Morgen bis zum späten Abend. Sein Privatkontor war beständig voller Leute, denn alle wollten ihn, oder er wollte sie sprechen. Es war Arbeit, Arbeit von morgens bis abends, und er war der einzige, der sie zu leisten imstande war. So ging es Tag für Tag, während die ganze Geschäftswelt um ihn her wankte, und ein Handelshaus nach dem anderen stürzte.

(Fortsetzung folgt.)

Gesundheit zu verkaufen

Im Beichtstuhl der Reformhäuser – Der ewige Kampf gegen die Krankheit
Wirkliche und mystische Mittel – Kennen wir uns selbst?

Das steht so unsichtbar geschrieben über all den kleinen Läden in der Stadt, die in die Nüchternheit grauer Häuserfronten die Heilsbotschaft ihrer bunten Schilder strecken: „Reformhaus! Brotella! Schilder strecken: „Reformhaus! Brotella! Heilerden! Lebt euch wieder gesund!" Hier ist Gesundheit zu verkaufen. Daran wäre nichts Besonderes? — Das tun die Apotheken und Drogerien auch? Ach nein. Apotheken, Drogerien, das sind Geschäfte, sehr ehrenwerte Geschäfte natürlich; aber sie sind nicht das, was die Seele jener winzigen Kaufläden ausmacht: Teile, aktive Atompartikelchen einer Bewegung, einer großen Gemeinschaft, die mit beinahe religiösem Eifer sicht für Erneuerung unseres Kulturlebens und seiner Stiläußerungen.

Hier wird nicht nur gehandelt und feilgeboten — hier wird gebeichtet und Rat erteilt. Die Leiter dieser Reformhäuser, Menschen, die zehn, zwanzig Jahre „in der Bewegung stehen", werden zu Beichtvätern ihrer Kundschaft. Da kommt die junge Frau mit dem ewig kränkelnden Kind, erzählt ihre ganze Lebensgeschichte, die Sorgen ihres Familienlebens — halbe Stunden lang berichtet sie, und der Verkäufer hört geduldig zu, führt sie behutsam zurück auf den Kernpunkt ihrer Aengste, den kleinen Liebling, und erklärt ihr dann, welche Lebensweise er für ratsam, heilsam hält. Da ist der alte Rentner, dem seine knappen Einkünfte die Fleischnahrung verbieten; er schildert seine Not, und der Reformer zeigt ihm, wie er mit wenig Geld kräftige Mahlzeiten sich bereiten kann. So kommt einer nach dem andern mit seinen intimsten Geheimnissen zum Ladentisch. Was sich da mit der Zeit bildet, das ist nicht einfach der „Kundenkreis" mehr — das ist eine Gemeinde Beladener, und ihr Zentrum wird das Reformhaus.

„Kampf der Kulturkrankheit": der Generalnenner, auf den sich alle Tendenzen der Bewegung bringen lassen. Die Mechanisierung, die Technik, die Temposteigerung des modernen Großstadtlebens hat die naturgemäße Linie der Daseinsgestaltung verbogen und verwirrt, hat den Körper geschädigt und die Nerven zerrieben. Hat vor allem dazu geführt, die Verdorbenheit des Essens, die tägliche Nahrung zu verderben und zu verfälschen. Hier liegt der eine Angelpunkt der Reformbewegung. Man will reine, stärkende Lebensmittel als Heilung bieten. Da gibt es das Vollkornbrot, das Kleiebrot, Maisbasnambrot, Vitaminbrot — alles Backware, die einen hohen Prozentsatz Nährwerte enthält, höher als das übliche Bäckerbrot. Da ist der „Reis mit Silberhäutchen", der genau so präpariert ist, wie man ihn in Japan und China ißt. Ein Gefängnisarzt entdeckte seine Nährkraft. Er beobachtete, daß Hühner und Tauben, die mit dem bei uns gebräuchlichen, polierten und vitaminschwachen Reis gefüttert wurden, abnahmen. Er gab den Tieren Körner mit der vitaminhaltigen Silberhaut — und konstatierte erstaunliche Gewichts- und Energiezunahmen. Man nutzte die Erfahrung für die menschliche Ernährung, und ihre Apostel finden sich in den Reformhäusern. Da sind die Heilerden, radioaktive Substanzen, denen Mineralsalze und Kieselsäure zugesetzt sind, und die gegen Darm-, Magen- und Lungenleiden Schutz gewähren sollen. Man vertreibt Nußnahrung, alkoholfreien Traubensaft, besondere Zuckersorten, basische Lösungen, die gegen übermäßige Säurenaufnahme wirken, Kakao- und Teepräparate — alles, was sich von der Durchschnittsnahrung durch sorgfältige Dosierung der Stoffe und Reinheit der Zusammensetzung unterscheidet. Mystische Züge weist die Lehre der Reformer bisweilen auf. Da hat man einen „Hellfühler", Karl Weltisch, zu Rate gezogen, und der stellt nun zum Beispiel fest: „Wirkung der Weintrauben: erheiternd auf das Gemüt, lieblich, weich, angenehm, anregend auf das Nervensystem, Gehirn, Rückenmark. Günstig herabstimmend auf Milz und Leber, auch gut auf die äußere Haut." Oder: „Rettig: fältereinigend, entschleimend, anregend auf das Gehirn, günstig auf die Knochen." Und endlich: „Spinat, gefocht: anregend auf das Herz, macht Blutumlauf lebhafter, erhöhte Leistungsfähigkeit der Gehirnzellen." Das klingt weniger nach Medizinwissenschaft als nach okkulten Praktiken ...

Von der Nahrung wendet sich die Reformbewegung zur Kleidung. Sie kämpft gegen die Auswüchse der Mode. Sie propagiert poröse Unterwäsche und Stoffe, sicht für den Büstenhalter gegen das Korsett, agitiert für zweckmäßiges Schuhwerk. Und eng damit verbindet sich die Fürsorge für die Körperpflege. Man bietet „Hautfunktionsseife" und „Hautfunktionsöl" feil; Produkte aus Pflanzensäften, die die Haut blutfrisch, gespannt und faltenlos erhalten, als Wärme- und Schutzmittel gegen Erkrankungen wirken sollen. Eine Art naturhafter Kosmetik, die in scharfem Gegensatz zur modernen Parfümindustrie steht. Einfachheit, Primitivität ist auch hier die Parole — aber eine sinnhafte, durchdachte Primitivität, die mit Naturburschentum nichts zu schaffen hat. Es versteht sich, daß die Reformer Anhänger der Nacktkultur sind. In ihren Organisationen pflegen sie gemeinsames Turnen der Geschlechter, stellen Filme her, die als Werbemittel fungieren, und haben manchen Strauß mit Polizei und spießbürgerlicher „Sittlichkeit" auszutragen. Wertvolle Arbeit leisten sie jetzt auf dem platten Land. Hier propagieren sie das Baden, halten aufklärende Vorträge und heißen den Bauern, Badegelegenheiten zu errichten. So versuchen sie, ihre Ideen über den Bezirk der großen Städte hinaus auf Dörfer und Höfe zu verpflanzen.

Das Reformhaus ist zur Keimzelle einer weit um sich greifenden Volksbewegung geworden. Vor kurzem hat sich der Zusammenschluß dieser Geschäfte vollzogen. Man hat die „Vereinigung deutscher Reformhäuser gegründet, die in Norddeutschland etwa 800, im ganzen Reich über 1000 Läden umfaßt. Der Verband hat genossenschaftliche Struktur: er betreibt gemeinsamen Einkauf und Vertrieb der „reinen" Nahrungsmittel und Konfektion. Die Inhaber der Geschäfte sind oft Menschen, denen eigene Erfahrung den Drang zur Hilfe an den Mitmenschen entstehen ließ: Männer und Frauen, die durch Reform Heilung von schwerer Krankheit und Möglichkeiten freierer Lebensgestaltung gefunden haben. Es sind Eiferer, Paulus-Naturen — Fanatiker der Gesundheit die weniger im Verdienst als in der Gewinnung von Proselyten ihren Lohn erwarten. Und das stimmt nachdenklich. Wir anderen, wir sehen in Lebensform und Hygienepropaganda — seien wir ehrlich! — so etwas wie eine Art ungefährlichen Fakirtums, eine milde Sorte Unsinn und mönchischer Askese. Wir gehen, leben in gewohnten Trott, essen, trinken, wie traditionsgeheiligte Kochbücher und Restaurant-Speisekarten es befehlen, und lassen im übrigen Leib Leib sein. Kümmern wir uns um das verzwickte Getriebe unseres Körpers? Kennen wir uns selber so, wie wir die Finessen unseres Berufs kennen? Wir nehmen alles hin und lassen alles laufen; und wird es gar zu arg, dann ist ja schließlich der Onkel Doktor da. Wir sollten nicht so bequem sein, uns mit dem Lächeln über jene Reformer zu begnügen. Die Stimme des Volkes, das sich ihnen zuwendet, spricht für unsere Pflicht, zumindest zu prüfen. Danach steht uns ja immer noch das Spotten frei ...

Wolf Zunk

Kasperltheater

Von

Rom Landau

Unlängst war ich zum erstenmal in einem Kasperltheater.

Ich habe mich bisher niemals mit Kasperltheater befaßt. Deswegen weiß ich nicht, ob es aus Deutschland oder aus Italien kommt. Ich bin zu ungebildet, um zu wissen, ob es ein Vorfahre oder Nachkomme der „Commedia dell' Arte" ist, ob es sich aus dem Marionettentheater — oder umgekehrt — entwickelt hat, ob es ein Ueberbleibsel früherer Fastnachts- oder Weihnachtsspiele ist. Welch reichen Stoff ergeben diese Ueberlegungen zu einer schönen vollschlanken Doktorarbeit!

Wie dem auch sei: das Kasperltheater erwies sich nicht nur als „schrecklich" schön, sondern ich gewann dadurch noch als Extranergütung die neue Erkenntnis, daß es in einer wahren Tragödie mindestens ein viertel Dutzend Tote geben müsse. Das Raffinierteste an der ganzen Sache war jedoch der Entstehungsprozeß dieser Toten. Ein modernes Drama, von Hebbel, Strindberg, Hauptmann bis auf Bronnen, Unruh, Brecht braucht soziale und eheliche, künstlerische oder sexuelle Konflikte; braucht geheime Leidenschaften und offene Laster; braucht, nicht zuletzt, drei ganzstündige Akte — bis zum Schluß endlich eine halbwegs vernünftige Leiche zu Boden sinkt. Außerdem weiß man aber bereits zu Anfang, daß nach drei Stunden der viel zu lange Schuß oder das bewußte Herz platzen werden. Wie viel einfacher, spannender und überraschender verlaufen die Todeskonflikte bei Kasperl.

Da will zum Beispiel Kasperl eine Räuberhöhle ausheben. Schutz- und waffenlos gelangt er in das leere Verbrechernest. Plötzlich wird er von einem furchtbaren Individuum, eine lange Flinte unter dem Arm, überrascht: der erste Räuber. Kasperl erblickt ihn und versucht nun, wie alle guten Diplomaten, durch ein weitschweifiges Gespräch zum Ziel zu kommen. Während des Gesprächs erfährt er, daß der Räuber die Absicht besitzt, ihn zu erschießen. Selbst waffenlos, sieht er vor sich des Räubers lange Flinte, und atmet schon förmlich den Geruch des Pulvers. Liebenswürdig wie ein wahrer Diplomat und milde lächelnd, wie Charlie Chaplin, beugt er sich zu dem Räuber und, mit einer eleganten Handbewegung nach dem Hintergrund deutend, flötet er in süßesten Tönen: „Sieh' mal dort die kleine Dicke!" Der Räuber dreht sich um, blickt nach der vermeintlichen Jungfrau, und schwupps! entwendet ihm Kasperl, in diesem Augenblick der Unaufmerksamkeit, das lange Schießgewehr. Was nun passiert? Eins, zwei legt er an, und der furchtbare Räuber, dessen Physhe mit automatischer Genauigkeit auf die kleine Dicke reagierte, ist eine Leiche.

Denselben genialen Trick führt Kasperl auch noch bei drei weiteren Räubern aus, die nacheinander den Fremdling in ihrer Höhle überraschten. Immer wieder ist es die kleine Dicke, deren imaginären Reizen auch die ungeschlachte Robustheit der Verbrecher nicht zu widerstehen vermag.

Wer wagt da noch zu behaupten, die kleine Dicke sei kein genialer „Deus ex machina"? Ist sie nicht ein raffinierter Trick? Steigert sie nicht die Spannung, löst sie nicht Konflikte, befördert sie nicht Feinde ins Jenseits? Dabei krankt sie weder an einem Komplex noch an einer Verdrängung, ja nicht einmal an dem bescheidensten Problemchen, ohne das keiner von uns zu leben vermag. Und dabei existiert von ihr nichts mehr als die zwei kleinen Wörtchen. Mit ihnen schafft sie in fünf Minuten zwar Paar ausgewachsene Leichen. Ist das vielleicht keine Magie des Wortes?

Seitdem ich die kleine Dicke kennen gelernt, können mir die tiefsten Theaterprobleme nicht mehr imponieren.

Neue Bücher

Alfred Sanzo, „Märkische Eigenheime". Herausgegeben für die Deutschen Jugendherbergen, Zweigausschuß Mark Brandenburg, Berlin C. 2.

Es ist ein hübsches Stück baulicher Kultur, das man in diesem reich illustrierten Heft kennen lernt. Was in letzter Zeit an Jugendherbergen neu geschaffen wurde, das ist vor hohem architektonischen und poetischen Reiz und hat zugleich doch die ausgesprochene Nützlichkeitsnote, wie sie dem Zweck entspricht: Uebernachtungsstätten und Jugendheime für die jungen Wanderer und Wanderinnen zu sein. Das graphisch und drucktechnisch sehr gut ausgeführte Heft darf allen Freunden der Jugend und des Wanderns lebhaft empfohlen werden. —l—

Siegfried Ochs „Ueber die Art, Musik zu hören". Merk-Verlag, Berlin 1926.

Der kluge und erfahrene Dirigent früher des Philharmonischen und jetzt des Hochschulchores ist ein unterhaltender Plauderer. Dieser verbindliche Ton durchzieht auch diese kleine Schrift von wenig mehr als einem halben Hundert Seiten und macht dadurch den behandelten Stoff dem Laien leicht verständlich. In bewundernswerter Geschicklichkeit ist eigentlich das gesamte Gebiet der Musik hier dargestellt, nicht in trockenem Vortrag, sondern in einer so liebenswürdig anregenden Weise, daß der Leser — und das ist der Zweck des Büchleins — zum Nachdenken angeregt wird und auf die Hauptfragen, die uns begegnen, eine zuverlässige, wegweisende Antwort erhält. —o